

Das war unsere Zeit

Eine Generation im Pinzgau erinnert sich ...

INHALT

Vorwort		5
Bramberg am Wildkogel	Hedwig Kircher	9
	Maria Wieser	13
Bruck an der Glocknerstraße	Anna Hochwimmer	17
	Heinz Moser	22
	Ing. Kurt Schwaiger	27
Dienten am Hochkönig	Sebastian Höring	32
	Cilli Ottino	38
Fusch an der Glocknerstraße	Katharina Embacher	43
	Siegfried Scherer	47
Hollersbach	Peter Kirchner	51
	Elisabeth Lemberger	56
	Josef Rieder	61
	Maria Stöckl	64
Kaprun	Peter Hainzer	68
	Dipl.-Ing. Wilhelm Klepsch	73
	Elisabeth Nill	79
	Hans Oberhauser	83
Krimml	Adelheid Kaiser	88
	Pauline Lachmayer	92
Lend	Rupert Eder	96
	Fritz Hölzl	101
Leogang	Dipl.-Ing. Alois Schwaiger	105
	Dr. Albert Steidl	111
Lofer	Johann und Cäcilia Lohfeyer	121
	Alois Meßner	129
Maishofen	Dr. Rudolf Bauer	135
	Dipl.-Ing. Georg Kornfeld	142
	Herta Kornfeld	147
Maria Alm am Steinernen Meer	Hedwig Hasenauer	152
	Klaus Morocutti	157
Mittersill	Arthur Ennsmann	161
	Hilda Pletzer	165
Neukirchen am Großvenediger	Peter Dreier	169

INHALT

Neukirchen am Großvenediger	Peter Schöppl	172
	Stefan Unterwurzacher	177
Niedernsill	Barbara Rettenbacher-Höllwerth	182
	Maria Wallner	185
Piesendorf	Margarethe Braunstein	189
	Johann Bründl	193
Rauris	Anton Huber	198
	Pupert Riess	206
Saalbach-Hinterglemm	Friedrich Breitfuß	211
	Silveria Eder	216
Saalfelden am Steinernen Meer	Josef Payer	223
	Johann Weißbacher	229
St. Martin bei Lofer	Martin Fernsebner	233
	Hermann Günther	239
	Johann Schmuck	242
Stuhlfelden	Adolf Gruber	249
	Maria Lassacher	254
	Anna Steger	259
Taxenbach	Andreas Nocker	265
	Anton Winter	269
Unken	Rosa Fuchs	275
	Stefan Herbst	281
Uttendorf	Gertraud Fersterer	289
	Josef Flatschart	295
Viehhofen	Johann Breitfuß	301
	Maximilian Schweinberger	306
	Maria Stiegernigg	311
Wald im Pinzgau	Gotthard Vorderegger	314
Weißbach bei Lofer	Peter Hohenwarter	318
	Jakob Schmuck	322
Zell am See	Rosi Hoffmann	330
	Franz Straßguschwandtner	335
Nachwort		339
Oskar Dohle	Von der Monarchie zur Nachkriegszeit	342

*„Wenn ein alter Mensch stirbt, dann ist es,
als ob eine ganze Bibliothek verbrennt.“*

VORWORT

Das war unsere Zeit im Pinzgau ... Die „Generation 80+“ hat erzählt – und wie! Und was alles!

Traditionen, Rituale, Sitten und Gebräuche verblassen, verändern sich und geraten in Vergessenheit. Dieser Umstand war Ausgangspunkt des im Jahr 2012 gestarteten Projekts „Das war unsere Zeit“ des Salzburger Bildungswerkes. Unser Ziel war es, in allen Salzburger Gemeinden Personen, die 80 Jahre oder älter sind, aufzusuchen, um ihrer Biographie nachzuspüren und somit einen Teil der Alltagsgeschichte dieser Generation zu dokumentieren. Diese lebensgeschichtlichen Gespräche wurden mit Video aufgezeichnet und dank der Zusammenarbeit mit dem Salzburger Privatfernsehen FS1 ab Sommer 2013 ausgestrahlt. Das Filmmaterial stellte auch den Ausgangspunkt für die anschließende Transkription dar, die ein kleines Team bewerkstelligt hat und nun in Buchform präsentieren kann.

Nach den Bänden gesammelter Erinnerung aus den Bezirken Pongau, Flachgau und Lungau liegen nun die Erzählungen der Zeitzeuginnen und Zeitzeugen aus den Pinzgauer Gemeinden vor. Wahre Schätze aus Kindheit und Jugend, der Zeit des Zweiten Weltkrieges, des Aufbaus und der Entwicklung des Heimatortes und des Alltagslebens finden sich in diesem Band als Sammlung subjektiver Erinnerungen. Damit möchten wir Sie, geehrte Leserin, geehrter Leser, auch einladen und anregen, im eigenen Familienkreis mit Ihrer Eltern- und Großelterngeneration über deren Zeit ins Gespräch zu kommen, den eigenen Wurzeln nachzuspüren.

Lassen Sie sich also mitnehmen in eine vergangene Zeit, die bis ins Heute nachwirkt und die nachkommenden Generationen in vielfacher Hinsicht beeinflusst hat und noch beeinflussen wird. Manches wird Ihnen bekannt vorkommen, sich vielleicht mit Ihren eigenen Erfahrungen decken, über

Idee: HR Dr. Alfred Berghammer (Leiter Arbeitskreis SeniorInnenbildung
Salzburger Bildungswerk)

Projektteam: Dr. Alfred Berghammer, Dr. Oskar Dohle, Heidelinde
Kahlhammer, Siegfried Kopp, Mag. Maria Plöbning, Stefanie Walch,
Mag. Christa Wieland

Projektkoordination: Stefanie Walch, Mag. Christa Wieland

Redaktionsleitung Pinzgau: Heidelinde Kahlhammer

Interviews: Dr. Alfred Berghammer, Klaus Burmann, Siegfried Kopp,
Gunda Strasser, Stefanie Walch

Schriftliche Bearbeitungen: Dr. Alfred Berghammer, Franziska Hofbauer-
Ott, Tobias Kahlhammer, Antonia Lakner, Mag. Wolfgang Neubacher,
Franz Puck, Franz Schinwald, Marianne Schinwald, Marie Stockner

Die vollständigen Gesprächsaufzeichnungen können beim Salzburger
Bildungswerk als DVD oder Manuskript käuflich erworben werden:
5020 Salzburg, Strubergasse 18/3; Tel 0662/8726910

andere Schilderungen mögen Sie staunen, sich freuen oder ein Gefühl der Betroffenheit verspüren. Allen Berichten ist jedoch gemeinsam, dass in ihnen die Kraft des erzählten Wortes steckt, die dazu beitragen kann, ein vertieftes Verständnis unserer regionalen Geschichte zu gewinnen.

„Das Leben lässt sich nur rückwärts verstehen, muss aber vorwärts gelebt werden“ (Sören Kierkegaard). Dies ist mit Sicherheit eine Erkenntnis, die die mitwirkenden Zeitzeuginnen und Zeitzeugen gemacht haben. Die Offenheit und der ungeschönte Blick auf die eigene Biographie haben bei vielen auch zu einer intensiven Reflexion über das eigene Leben beigetragen. Gerade dieser Umstand macht unser Projekt zu etwas Besonderem. Nicht die historische Richtigkeit steht im Vordergrund, sondern die persönliche Erinnerung und das, was Erlebtes und Erfahrenes mit jemandem gemacht haben, welcher prägender Charakter von diesen Erlebnissen ausging und was Erinnerungen letztlich für das Leben bedeuten.

Das Salzburger Bildungswerk, der Arbeitskreis SeniorInnenbildung, möchte sich bei allen Erzählerinnen und Erzählern für ihre Bereitschaft zu den Gesprächen und für ihr entgegengebrachtes Vertrauen auf das Herzlichste bedanken!

Dipl. Ing. Richard Breschar
Direktor Salzburger Bildungswerk

HR Dr. Alfred Berghammer
Leiter des Arbeitskreises SeniorInnenbildung im Salzburger Bildungswerk

Hedwig Kircher

geboren am 15. September 1926
in Bramberg am Wildkogel



Ich bin zufrieden

Meine Mutter stammte vom Schüttingerbauern in Bramberg. Sie hatte lauter Schwestern, da die Brüder schon im Kindesalter gestorben waren. Die Mädchen mussten daher die ganze Arbeit verrichten. Als die Mutter heiratete, lebte sie eine Zeitlang in Bicheln beim Micheilbauern, dem Hof meines Vaters, kam aber nach einiger Zeit wieder zurück nach Schüttern.

Aus meiner Kindheit

Ich wurde 1926 beim Schüttingerbauern geboren und wuchs dort bis zu meinem zwölften Lebensjahr auf. Ich hatte einen Halbbruder väterlicherseits, denn meine Mutter brachte aus gesundheitlichen Gründen nur mich alleine zur Welt. Ich wuchs trotzdem immer unter Kindern auf, denn meine nur ein wenig älteren Cousins waren auch in Schüttern daheim. Der Bauernhof war mittelgroß. Das Wohnhaus stand auf ebenem Grund, alle anderen zu bewirtschaftenden Flächen waren steil, bis auf eine Wiese. Die Arbeit war „a Tschoch“ (mühsam), meine Tanten und meine Mutter waren immer im Einsatz. Mit den Buckelkörben wurde der Mist auf die steilen Hänge getragen. Alle Flächen wurden mit der Sense gemäht, und wenn es heiß war, stand man mindestens um vier Uhr früh auf.

Unsere Nahrung war einfach, aber sie war ausreichend. Zu Mittag, bald nach zehn Uhr, gab es fast immer Knödel zum „Untern“ (Jausnen). Die Hauptspeise, meistens eine Schmalzkost oder ein „Muas“, wurde um vierzehn

Uhr gegessen. Zum Abendessen gab es Gerste. Heute mag ich die Gerste sehr gerne, damals mochte ich sie nicht, weil wir sie ständig bekamen. Fleisch wurde wenig gegessen, da es fast keine Möglichkeiten gab, es zu kaufen. Wenn es notwendig war, wurde bei den Großbauern auch eine Kuh geschlachtet. Ansonsten wurde in der Weihnachtszeit ein großer „Fock“ (eine Sau) abgestochen. Gefriermöglichkeiten gab es nicht, deshalb wurde das Fleisch geselcht und das Geselchte musste wiederum für das ganze Jahr reichen. Ich kann mich auch nicht erinnern, dass wir Wurst gekauft hätten. Butter und Käse wurden selber gemacht, Brot wurde selber gebacken. Wenn das Jahr schlecht war, weil es viel regnete, dann war das Mehl auch nicht recht gut. Die Knödel wurden dann „nachlässig“. So hieß das! Eier hatten wir immer selber. Doch mit den Eiern musste sehr sparsam umgegangen werden, weil die Bäuerin durch den Eierverkauf mehr oder weniger ihren Haushalt finanzierte.

Einen Adventkranz hatten wir in meiner Kindheit nicht, dafür blieb mir die Rorate in Erinnerung. Jeden Tag ging ich um sechs Uhr Früh mit der Großmutter in die Kirche. Unter dem Übertuch, das meine Großmutter trug, war mir immer so warm. An den Nikolaus und Krampus kann ich mich auch erinnern. Dann bekamen wir nämlich einen Nikolauslebkuchen und manchmal ein paar Nüsse. Das Rosenkranzbeten war Pflicht. Die Großmutter betete vor. Ich sehe noch genau vor meinen Augen, wie wir während des Gebets in der „Stubn“ aufgeteilt waren. Einige knieten bei der Bank, meine Eltern bei einem langen Stuhl und ich saß bei ihnen zwischen drin.

1932 kam ich in die Schule. Ich ging mit Begeisterung dorthin! Der Schulweg von Schüttern betrug eine Viertelstunde, der Straße entlang.

1938 ist alles anders geworden

„Da bin i mit mir selber nimma gleich worden.“ Ich wurde eine Einzelgängerin, denn ich mochte das nationalsozialistische System nicht. Inzwischen war ich von Schüttern nach Bicheln zum „Michei“ gezogen. Mein Großvater und Vater waren Teilnehmer des Ersten Weltkriegs, und die grausamen Erfahrungen, von denen sie erzählten, blieben mir in Erinnerung. Ich hatte mich in die Erzählungen und Erlebnisse vom Großvater

und Vater derart hinein gelebt und hinein gefühlt, dass ich eine große Angst entwickelte in Bezug auf das, was wohl kommen wird. Mit meinen Vermutungen lag ich ganz nah an der Wahrheit. „*I ho nit weit g'feit.*“ Durch den Krieg war meine späte Kindheit und Jugend nicht schön, auch weil ich mich in das System nicht einfügen konnte.

Unser Gewand

Bei Bedarf wurde Stoff gekauft, dann kam die Schneiderin ins Haus und nähte, was notwendig war. Das „Weiwaleitg`wand“ war ihre Spezialität, sodass jede Bäuerin es von ihr wollte. Ich persönlich machte mir aus dem Gewand nie sehr viel, das war mir nicht so wichtig. Am schlechtesten ging es mir mit den Schuhen. Einmal bekam ich einen Bezugsschein für neue Alltagsschuhe. Als diese Schuhe noch ganz neu waren, schmierte und polierte ich sie. Einige Tage danach zog ich sie zum Heuführen unter meinem „Kidl“ (Rock) an. Da sehr viel Schnee war, waren sie dann durchgeweicht und kaputt. Nach dem Krieg bestellte ich mir bei der „Quelle“ grasgrüne niedere Schuhe, die ich mit einer schwarzen Schuhcreme schmierte, damit sie weniger grün waren. Das Grün ließ sich nicht wegschmieren, ich nahm es mit Humor. Meine Cousine und ich lachten darüber und taufte die Schuhe „Labfresch“ (Laubfrösche).

1949 habe ich geheiratet

Mein Mann war ein Nachbar, sein Hof lag direkt neben unserem. 1942 musste er einrücken und kam erst im Dezember 1948 aus der Gefangenschaft in Jugoslawien, die ziemlich schlimm war, heim. Seine sechs Geschwister und er hatten es nicht leicht, denn der Vater hatte ein Nervenleiden, unter dem die ganze Familie litt. Mit seinen Schwestern war ich schon als Jugendliche befreundet, doch das Schicksal meinte es nicht gut mit ihnen. Als die jüngste Tochter eineinhalb Jahre alt war, kam die Mutter für eine Kropfoperation nach Schwarzach ins Krankenhaus. Es wäre eigentlich schon zum Heimgehen gewesen, als ihr die Krankenschwester riet, noch ein bisschen im Garten zu spazieren. Die Krankenschwester meinte es sicher gut, doch die Mutter meines Mannes bekam eine Lungenentzündung und starb. Der Vater starb dann auch bald, und

der Zustand des Hofes wurde schlecht. 1942 bekam mein Mann Urlaub, weil Haus und Hof auf die Kinder aufgeteilt werden mussten. Ein Bruder war in Norwegen gefallen, der älteste hatte einen Herzfehler und konnte deshalb nicht alles alleine bewirtschaften. Somit erhielt mein Mann ein Drittel und der ältere Bruder zwei Drittel des Hofes. Der Viehstand wurde auch so aufgeteilt. Da mein Mann wegen des Krieges nicht immer zu Hause war, bewirtschaftete in dieser Zeit der ältere Bruder den gesamten Besitz. Als mein Mann schließlich wieder zurück war, entwickelte er einen richtigen Ehrgeiz. Es war ihm ein Anliegen, selber zu arbeiten und zu wirtschaften, weshalb im Jahre 1950 die Erbschaft komplett getrennt wurde. Ich hätte eigentlich auch daheim übernehmen sollen, aber mein Gatte hatte 1950 begonnen ganz alleine einen Grund für ein Haus auszuheben. Im weiteren Verlauf bekam er aber viel Hilfe von der Bevölkerung, und auch von der Bauernkammer wurde er befürwortet, weil es ja ein Neuanfang war.

Zum Schluss

Gereist bin ich nicht viel. Das erste Mal in Salzburg war ich als Kind, gemeinsam mit meinen Eltern. Ich weiß gar nicht mehr warum, wahrscheinlich eine Wallfahrt nach Maria Plain. Später war ich ein paar Mal auf Kur. Gegen technische Errungenschaften wie den Fernseher habe ich mich lange gewehrt. Ich habe es so kommen sehen, wie es tatsächlich kam. Mit der Zeit ging durch solche Geräte die Gemeinschaft verloren.

Aber ich bin zufrieden. Es geht mir so gut, wie es halt möglich ist!

Maria Wieser

geboren am 28. November 1927
in Bramberg am Wildkogel



Vieles ging über unseren Ladentisch

Ich bin in Bicheln geboren. Früher hat das Klausner geheißen, das war beim Madl (Modl) ein kleines Lehen. Jetzt ist es der Bichingerkramer, weil wir ein G`schäftl dazu haben. 1905 haben meine Großeltern geheiratet und mit dem kleinen G`schäftl, ca. 18 m² groß, angefangen. Meine Mama ist beim vierten Kind mit fünfundzwanzig Jahren im Wochenbett gestorben. Der kleinste Bruder war zwölf Tage alt, meine Schwester fast zwei Jahre, ich war drei und mein älterer Bruder fünf. Ich weiß noch so genau, wie sie meine Mama vom Totenbett in den Sarg gelegt haben. Die Mama hat schöne lange Haare gehabt, die wurden einfach abgeschnitten, weil die Großmutter für sich vom Friseur einen Zopf machen lassen wollte. Ein dreijähriges Kind darf man nicht zuschauen lassen, wenn sie der Mama im Sarg die Haare abschneiden! Ich sehe das heute noch vor mir.

Wir sind bei den Großeltern aufgewachsen und sind ganz „g`sparig“ aufgezogen worden. Es war eine Landwirtschaft mit zehn Stück Vieh, einem Haflinger und ein paar „Fackö“ (Sauen).

Bis 1938 war ich in der Klosterschule

Das war eine Mädchenschule, geführt von den Barmherzigen Schwestern. Die Schwestern Lucilla, Georgia und Dominika waren meine Lehrerinnen. Mein Bruder ging in die Hauptschule, damals waren die Pater in Stuhlfelden. Einmal nach einem Kirchgang habe ich gehört, dass wir heute Nacht

„Hitler“ geworden sind. Ich bin in die Schule gelaufen und habe das der Schwester erzählt. Die deutete mit dem Zeigefinger auf den Mund, ein Zeichen des Schweigens. Der Tag war dann schulfrei. Bald darauf sind die ersten SA-Männer sechs Mann hoch die Straße beim Reibhäusl herauf marschiert. Die Talbauern Seffa, ein altes Weiberl, ging hinter uns. Die Männer schrien: „*Heil Hitler!*“, darauf die Seffa: „*Scheiß euch drauf!*“

1938 wurde in Mittersill die Hauptschule eröffnet. Die Großmutter und mein „Tatn“ (Vater) entschieden, dass ich dort nicht hingehge, weil das Geld gekostet hätte. In der fünften Klasse Volksschule hatten wir den Lehrer Frauscher. Er hockte sich auf die Fensterbank, den Fuß auf meinem Tisch, nahm seine Augengläser ab und gab sie mir in die Hand. Ich sagte ihm, dass ich nicht zu wenig sehe. „*Jeden Tag ein frisches Taschentuch, mit dem du meine Brille putzt!*“, war seine Antwort. Wir haben nie, nie eine Schulaufgabe gehabt, einzig auswendig lernen mussten wir. Der Lehrer war der Meinung, was wir in der Schule nicht begreifen, begreifen wir auch daheim nicht. 1939 durfte ich dann doch die Aufnahmeprüfung für die zweite Klasse Hauptschule machen. Ich bekam die Möglichkeit und lernte leicht. Meistens sind wir in der Früh mit dem Zug um drei-viertel sechs in die Schule gefahren und um halb sechs am Abend mit dem Lastzug zurück. Oder wir gingen bei Schönwetter zu Fuß die neun Kilometer lange Strecke auf den Geleisen der Pinzgaubahn nach Hause. Es durfte kein Licht aufgedreht werden. Weil die Klassenzimmer nicht zu verdunkeln waren, sind wir oft auf der Stiege im Schulhaus gehockt: die Krimmler, die Walder, Neukirchner, Bramberger, die Mühlbacher und Hollersbacher.

Am Ende der Schulzeit war das Pflichtjahr Sitte und Brauch. Weil zu Hause zwei minderjährige Kinder und die Landwirtschaft zu versorgen waren, durfte ich aber daheim bleiben. 1940 war ich das erste Mal mit der Großmutter in Salzburg einkaufen, kein Mensch ist damals mit dreizehn in die Stadt gekommen! Zwei Jahre später war ich in Innsbruck, dort erlebte ich den ersten Fliegeralarm. 1943 begann ich mit der Lehre. Im ersten Jahr bekam ich vier Mark, im zweiten sechs und im dritten acht Mark Lohn. Viel später in meiner Pensionszeit habe ich den Lehrvertrag eingeschickt. Daraufhin wurde meine Pension ein bisschen aufge bessert.

Im September 1943 durften wir mit der Hofer-Muatta (Mutter) in die „Granggen“ (Preiselbeeren) gehen. Am Rückweg machte uns der Wagner Loisa auf den Bus der Gestapo aufmerksam, der mit „Geheimen“ am Dorfplatz stand. Der Schock war groß, denn wir wussten, dass in Bramberg sieben bis acht Deserteure versteckt waren. Das Ifangl Annei – sie war früher bei uns im Haushalt Mädchen für alles – kam ausgerechnet an diesem Tag von Krimml auf Besuch zu ihren Eltern. Die Gestapo hat sie nach Ravensbrügg mitgenommen, wo sie später an Tuberkulose verstorben ist. In der Besatzungszeit waren in unserem Haus elf Amerikaner einquartiert wie in anderen großen Häusern auch. Wir haben keine schlechten Erfahrungen mit ihnen gemacht. Kinderreiche Familien oder Familien mit unterernährten Kindern bekamen Care Pakete.

Unser Geschäft

Meine Großeltern haben bei den Firmen Wedl und Dick die meisten Artikel für ihr Geschäft bezogen. Sie kauften seit 1905 bei diesen Firmen und wurden als älteste Kunden geehrt. Die Großmutter sagte immer zu mir: *„Moidl, kauf alles bei der Firma Dick, das sind ehrliche Menschen!“* Später übernahm Herr Wedl die Firma mit dem Kundenstock. Damals gab es Lebensmittelkarten und Kleiderkarten. Wir mussten jede Woche Bezugskarten für Lebensmittel oder Kleidung picken. Da gab es von der Großmutter roggerne Kekse und „Soißenwasser“ (Wasser mit Marmelade). Die Bezugsscheine waren je nach Altersgruppe verschieden. Für manche Dinge (Wäsche, Schuhe ...) musste nach dem 18. Lebensjahr extra um Genehmigung angesucht werden. Lebensmittelkarten waren gestaffelt: bis zum dritten Lebensjahr, von drei bis sechs Jahre, von sechs bis zehn und so fort. Bauern bekamen in der Regel keine Fettkarten. Wir haben jedes Monat unsere Fleischkarte der Großmutter vom Pfarrer Kraus geschickt, dafür bekam ich einen Golddukat, den habe ich heute noch. Als verschiedene Lebensmittel und Kleidungsstücke nicht mehr erhältlich waren, wurden einfach die Rationen gekürzt.

1942 habe ich das erste Kostüm bekommen. Beim ersten Mal Anziehen hat mir die Bedienung im Gasthaus einen Teller Suppe über das Kostüm geschüttet. Die Suppe war aber so mager, dass ich es nicht einmal waschen musste! War auch wieder ein Glück für mich. Die Frau eines Cousins

von mir war befreundet mit der Filialleiterin von Palmers. Palmers schon damals in Grün, wunderschön! Durch sie haben wir öfters Strümpfe mit kleinen Fehlern für 1 Mark 60 bekommen. Die „Bombenweiber“, so wurden die Flüchtlinge genannt, sind Schlange gestanden für einen Strumpf. Mein Vater hat noch mit Rössern im weiten Umkreis die „Fassung“ (bestellte Waren) zugestellt. Am Mühlbacher Sonnberg war es oft so steil, dass er die Rössl zum Umdrehen ausspannen musste. Ich habe im Juni 1962 geheiratet, und am Nikolaustag haben wir das erste Auto bekommen. Ich glaube, es war ein Caravan. Führerschein hatte ich keinen. Auf der Schattseiten beim Schotterbruch nach Hollersbach habe ich das Autofahren probiert. Gleich am Anfang ist der Keilriemen abgesprungen, das war aber nicht meine Schuld! „So“, habe ich zu meinem Mann gesagt, „ab jetzt fährst du!“ Mit meinen drei Kindern und dem Geschäft hatte ich sowieso genug Arbeit.

1965 sind wir ins neu gebaute Geschäft übersiedelt. In unserer Gemischtwarenhandlung verkauften wir von Lebensmitteln über Nägel, Stacheldraht, Medikamente, Pferdefluid, Rossbiegl, Aspro bis zum Hustensaft ziemlich alles. Rossbiegl war eine schwarze, übel riechende Flüssigkeit. Damit wurden im Sommer die Pferde eingeschmiert, damit sie bei der Heuarbeit von den lästigen Bremsen verschont wurden. Eigentlich wollten wir auch eine Trafik, die wurde aber nie genehmigt, deshalb haben wir „unterm Ladentisch“ mit Zigaretten gehandelt.

Auch einen Apotheker aus Deutschland – er war mit seinen Enkelkindern in Bramberg auf Urlaub – versorgte ich mit Hustensaft. Er nahm fünf- und vierzig Flaschen echten Spitzwegerichsaft mit nach Deutschland, weil er sich im Urlaub von der guten Wirkung überzeugen konnte.

Ich bin jetzt an die neunzig Jahre alt und lebe bereits seit mehreren Jahren im Seniorenwohnheim Bramberg, wo mich täglich eine meiner drei Töchter besucht. Gesundheitlich geht es mir, Gott sei Dank, wieder so gut, dass ich beinahe täglich mit dem Rollator eine kleine Dorfrunde drehen kann. Der sonntägliche Kirchgang ist mir besonders wichtig. Große Freude bereitet mir, dass ich jeden Mittwoch in meinem „Bichlingerkrämer“ verbringen darf. Meine Tochter Hanna führt dieses Geschäft, das wegen der großen Auswahl an Stoffen einen ausgezeichneten Ruf genießt, zu meiner vollen Zufriedenheit.

Anna Hochwimmer

geboren am 1. Jänner 1932
in Saalfelden am Steinernen Meer

gestorben am 15. November 2015



Ich war ein lediges Kind

Mit vier Jahren bin ich nach Bruck zu meinem richtigen Vater gekommen, der inzwischen geheiratet hatte. Meine Stiefmutter durfte mich erst mit zehn Jahren adoptieren, weil das für eine Frau erst ab dem 40. Lebensjahr möglich war. Meine leibliche Mutter ist in die Schweiz gegangen, war dort in Stellung und hat auch in der Schweiz geheiratet. Ich hatte wenig Verbindung mit ihr. Mein Vater war von Beruf Hilfsarbeiter.

1938 kam ich in die Volksschule Bruck. Die erste und zweite Klasse waren im Schwesternhaus untergebracht; später war die Volksschule direkt im Ort (die Schwestern durften nicht mehr unterrichten). Nach vier Klassen Volksschule kam ich nach Zell am See in die Hauptschule. In die Hauptschule zu gehen war ein Privileg. Nur gute Schüler und Schülerinnen durften das, sofern es die Eltern erlaubten. Früher mussten die Eltern dafür zahlen. Mit dem Zug oder dem Postauto sind wir in die Hauptschule gefahren.

Mit der Kriegszeit begann die Mangelzeit, vor allem beim Essen

Ich hatte Glück, denn meine Eltern hatten einen großen Garten. Mein Vater musste bereits zum Polenfeldzug 1939 einrücken, kam aber wieder zurück. Er wurde dann aber wieder eingezogen – es ging nach Russland. Er überlebte den Krieg, war aber von 1945 bis 1947 in russischer Kriegsgefangenschaft in Sibirien. Wir daheim wussten damals nichts von ihm.

Der Krieg war für uns Kinder eigentlich selbstverständlich. Im Sommer haben wir Himbeer- und Brombeerblätter gesammelt – für die Soldaten. Die Blätter wurden dann auf dem Dachboden der Schule getrocknet. Was danach mit den Blättern geschah, wussten wir nicht. Auch Sockenstricken für die Soldaten war angesagt.

Fliegeralarm hat es auch immer wieder gegeben. Wir mussten oft in den Stollen und durften nicht nach Hause gehen. Meine Freundin und ich sind ein paar Mal ausgebüxt und nach Hause gelaufen. Einige Male sind Flieger über uns drüber geflogen; wir haben uns sehr gefürchtet.

Am 11. November 1944 war ich in Thumersbach in einem Lager der Hitlerjugend. Ob man teilnehmen wollte, wurde nicht lange gefragt. Wir mussten in den Wald gehen und uns auf Decken legen, obwohl schon etwa 20 cm Schnee lagen. Dieses Datum vergesse ich nie mehr. Später hieß es, der Angriff galt einem Zug, der mit Munition beladen und im Zeller Moos abgestellt war. Wir hatten Glück, aber ein paar Bomben fielen auf die Seemauer. Im „Bellevue“, wo Schule gehalten wurde, hat es einige Fenster „zerlempert“. Die Buben im „Bellevue“ wurden teilweise durch Glasplitter verletzt. Wir Mädchen waren im „Sonnhof“ untergebracht, da ist nichts passiert. Allerdings war es ziemlich kalt – überall ist gespart worden, auch beim Heizen. Unterricht fiel durch die Kriegereignisse eigentlich wenig aus, obwohl es oft Fliegeralarm gab.

Nach Kriegsende gab es keinen Unterricht

Wir mussten alles 1946 nachholen. Ich lernte sehr gut, deshalb meinte der Schuldirektor zu meiner Mutter, ich sollte weiter eine Schule besuchen. Ich hatte einen Großonkel in Salzburg, von wo aus ich dann die neue zweijährige Handelsschule besuchen konnte. Das war nicht ganz einfach, ich musste für meine Verpflegung sogar Lebensmittel aus dem Pinzgau mitnehmen.

1948 war ich mit der Handelsschule fertig; zu kaufen hat es damals wenig gegeben – sogar noch weniger als im Krieg. Schokolade kannten wir nur vom Hörensagen. Wir waren aber nicht verwöhnt – wir waren froh, wenn wir mit Brot und Kartoffeln satt wurden. Ich begann also

als Verkäuferin in diversen Geschäften zu arbeiten. 1954 habe ich mich dann selbstständig gemacht und ein eigenes Geschäft in Bruck eröffnet. Es war nur ein kleiner Kiosk, den mein Vater gebraucht gekauft hatte. Neunzehn Jahre habe ich dieses Geschäft betrieben. Mein Vater – er war inzwischen bei der SAFE – ist tödlich verunglückt. Zum Glück hat meine Oma für ihn eine Lebensversicherung abgeschlossen gehabt, das hat uns dann „herausgerissen“.

1963 habe ich geheiratet. Ich wurde dann Mutter von drei Buben. Mein Mann war auch bei der SAFE; ich habe nebenbei das Geschäft betrieben und war ganz schön eingespannt: Um sechs in der Früh kamen Milch und Brot; am Sonntag war von sieben bis neun Uhr Milchausgabe! Jetzt habe ich drei Enkelkinder zwischen zwölf und sechzehn Jahren.

Essen in Kindheit und Jugend

Am Morgen gab es eine Milchsuppe, am Sonntag ein Butterbrot; sonst selbstgebackenes Brot. Knödel, Gemüse aus dem eigenen Garten, Erdäpfel das ganze Jahr hindurch und Sauerkraut – so sah unser Speiseplan aus. Fleisch gab es höchstens zu Weihnachten! Wir haben ein Schwein gefüttert, abgestochen und selchen lassen – das war viel Arbeit. Mein mittlerer Sohn praktiziert das heute noch – er macht selbst Speck. Obst hatten wir daheim nur wenig – Äpfel und Zwetschken. Die erste Banane lernte ich 1948 im Geschäft durch meine Chefin kennen. Mir haben die Bananen überhaupt nicht geschmeckt, mir war das einheimische Obst lieber.

Brauchtum

Daheim hatten wir keinen Adventkranz, aber in der Schule haben wir gemeinschaftlich einen gebunden, der dann im Klassenzimmer aufgehängt wurde. Wir hatten damals eine Lehrerin, die sehr katholisch war. Sie mochte uns eigentlich nicht sehr, weil wir bei der Hitlerjugend waren. Wir hatten aber keine andere Wahl – mit zehn Jahren mussten wir schon zum Appell gehen! Auch meine Großmutter war dagegen, wir sollten lieber arbeiten als zum Appell gehen. Uns hat das aber gefallen,

dass wir marschieren und Hitlerlieder singen durften – so war einfach die Zeit. Der Religionsunterricht durfte während der Nazizeit nicht mehr in der Schule abgehalten werden, sondern fand in der Sakristei statt.

Nikolaus und Krampus waren am fünften Dezember unterwegs; ich habe mich furchtbar vor dem Krampus gefürchtet. Der Nikolaus brachte ein paar Äpfel und Nüsse; in der Kriegszeit nicht einmal das. Auch der Brauch mit den Barbarazweigen wurde gepflegt. Einen Christbaum hatten wir immer; auch der Kirchgang war Pflicht. Als wir schon älter waren, besuchten wir sogar die Mitternachtsmette. Von der Schule wurde das total abgelehnt!

Am Heiligen Abend mussten wir uns hinknien (der Großvater verlangte das) und den Rosenkranz beten, bevor das Christkind gekommen ist. Ein besseres Essen kam während des Krieges nicht auf den Tisch; Geschenke gab es kaum.

Zu Ostern gab es selbstgefärbte Ostereier. Fasching war während des Krieges kein Thema; erst nach dem Krieg.

Sportliche Betätigungen

Schier hat der Wagner gemacht. Lift hatten wir keinen; wenn man wo hinunter fahren wollte, musste man zuerst zu Fuß hinauf. Die ersten Schier bekam ich, als ich in die Hauptschule ging und selbst diese waren nicht neu (und natürlich ohne Kanten). Es dauerte lange, bis wir das Schifahren „begriffen“ haben. Wir hatten schon eine Schihose; nach dem Schifahren sind wir immer „waschnass“ heim gekommen, uns hat das aber nicht gestört.

Zum Waschen gab es eine Waschschüssel; am Samstag ist in der Waschküche gebadet worden.

Ich hatte bald ein Fahrrad, denn meine Mutter legte sich ein neues zu. Mit sieben Jahren habe ich das Radfahren erlernt, obwohl ich ihres haben konnte und dafür fast noch zu klein war. Schon bald durfte ich nach Saalfelden zu den Großeltern mit dem Rad mitfahren!

In der Kinder- und Jugendzeit machte ich keine Reisen. Nach Salzburg bin ich mit dem Zug zum ersten Mal in der Hauptschulzeit gekommen; nach Wien erst als Erwachsene anlässlich eines Betriebsausfluges meiner damaligen Firma. Wir waren beim Weinhändler Lenz Moser eingeladen; anschließend stand Wien auf dem Programm. In Wien haben wir uns die üblichen Sehenswürdigkeiten angeschaut.

Krank war ich eigentlich wenig – außer dass ich mit achtzehn Jahren eine Rippenfellentzündung hatte. Ich hatte mich beim Baden im kalten Böödlsee verkühlt.

Jetzt gehe ich viel spazieren, aber nicht mehr auf den Berg. Lange Strecken meide ich. Früher bin ich mit meinem Mann oft auf den Berg gegangen. Auf dem Sonnblick war ich nie, mein Mann aber schon.

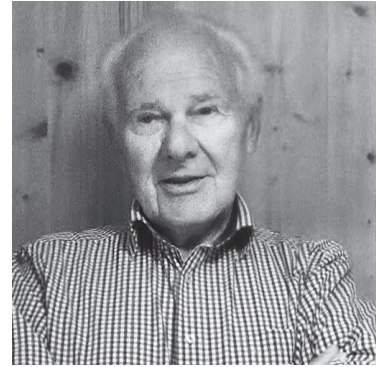
Technische Geräte

Ein Radio der Marke „Ingelen“ bekamen wir schon 1938. Meinem Großvater hat das überhaupt nicht gefallen. Nachrichten hat er aber dann doch gerne gehört. Der erste Fernseher kam 1958 ins Haus. Meine Mutter war überhaupt an allem Neuen sehr interessiert. Ein Radiohändler hat damals an einem Abend in der Schule die neuesten Fernsehgeräte vorgeführt. Programm gab es nur eines; ferngesehen wurde nur am Abend. Das ist heute ganz anders.

Wenige Monate nach dem Interview ist Frau Hochwimmer an den Folgen eines schweren Schlaganfalles zu Hause im Kreise ihrer Familie gestorben.

Heinz Moser

geboren am 4. März 1926
in Klagenfurt



Von Klagenfurt nach Bruck an der Glocknerstraße

Ich habe bis zu meinem zehnten Lebensjahr in Klagenfurt gewohnt

Aufgewachsen bin ich bei meinen Großeltern. Vater und Mutter betrieben eine Landwirtschaft in der Nähe von Velden. Während meine Mutter sehr fleißig auf dem Hof gearbeitet hat, fand der Vater Zeit, ins Spielcasino zu gehen. Ich habe gehört, dass er am Schluss, bevor er dann nach Südamerika ausgewandert ist, Kühe zweimal verkauft und wer weiß was noch alles getrieben hat. Mein Großvater war immer gegen meinen Vater, er hat ihn nicht mögen. Er hat zusammen mit meiner Mutter dann seine die Schulden abbezahlt. Sie suchte sich Arbeit in der Landwirtschaft und wurde später in Fischhorn als Buchhalterin eingestellt. Sie hatte dort auch die Aufsicht über die Gärtnerei.

In Klagenfurt bin ich mit meinem Onkel, er war Direktor in der Staatsgewerbeschule, auf den Bergen herumgewandert, er hat viel mit mir unternommen. Ich konnte sehr gut Schlittschuh laufen.

Als ich dann nach Bruck kam, begann für mich eine schwierige Zeit

Erstens habe ich die Sprache nicht verstanden – ich hatte keine Ahnung, was eine „Moiz“ (ein Mädchen) ist. Dann konnten hier alle Kinder Schifahren, ich war noch nie auf Schiern gestanden. Wenn die anderen schon lange unten im Tal waren, lag ich noch oben im Schnee. Es war furchtbar schwer für mich, am liebsten hätte ich mich umgebracht. Als ich Schifahren gelernt und die Sprache verstanden habe, ging es mir besser.

Von Fischhorn nach Zell war der Schulweg ziemlich kompliziert, besonders im Winter.

Meine Mutter hatte keine Zeit zum Kochen, deshalb durfte ich mir um einen oder zwei Schilling irgendwo irgendwas kaufen. Am Abend bekam ich dann mein Essen. In Fischhorn habe ich mich für Traktoren und alles Mögliche interessiert. Als dann der Hitler kam, wurde ich begeisterter Segelflieger.

Ich habe meine Lehre in Wien bei der Fa. Hofherr Schrantz Mannheim, Zweigstelle Wien, als Flugmotorenschlosser begonnen, offiziell hieß es Maschinenschlosser, weil die andere Bezeichnung zu gefährlich war. Ich habe in Wien bei den Großeltern gewohnt. Mein Großvater war Jude, aber zum Glück mit einer Arierin verheiratet. Er hatte Schwierigkeiten, aber nicht allzu schlimme.

Im März 1944 musste ich einrücken, ohne ausgelernt zu haben

Weil ich früher schon viel geflogen bin, wurde ich den Fliegern zugeteilt. Mein erstes Erlebnis war der Marsch in voller Montur vom elften Bezirk zum Westbahnhof. Wir wussten nicht, wohin die Reise gehen sollte, gelandet sind wir schließlich in Orleans. Am Flughafen Bricy wurde ich eingeschult und durfte als „Beifahrer“ manchmal nach England fliegen. Wir hatten wenig zu essen, es gab viele Partisanen, die Lage war nicht ungefährlich. Am Abend warfen die Amerikaner für die Partisanen Waffen ab. Wir Soldaten gingen sie im eigenen Interesse einsammeln. Ich habe zum Beispiel keine deutsche, sondern eine amerikanische Maschinenpistole getragen. Einmal, als ich abends von irgendwo in den Kasernenhof heim kam, nutzte ich die Gelegenheit, einen Oberst mit dem Auto an die deutsche Grenze ins Krankenhaus zu bringen. Heimfahren musste ich alleine, es war gefährlich, aber ich hatte ja meine amerikanische Maschinenpistole. Ein anderes Mal brachte ich von einem Flug nach Dänemark Schwarzbrot und Butter mit. Meine Kameraden haben das Brot bewundert, wir waren hungrig und haben gleich gekostet. Die Butter war gesalzen, das Brot schmeckte süß, es war ein Honigbrot, also nicht gar so gut, wie wir erwarteten. Wir haben es halt gegessen.

Ich erinnere mich an ein anderes Erlebnis: Von Orleans sind wir weg in ein Schloss an der Loire, anschließend ging es Richtung Deutschland. Ein Restkommando, das auf dem Schloss geblieben war, wurde nach zwei Tagen tot aufgefunden. Langsam gelangten wir zur Grenze, unsere Autos und Flugzeuge wurden beschlagnahmt. In Drusenheim am Rhein war ich Ortskommandant, aber schon nach kurzer Zeit alleine, denn alle anderen Soldaten sind irgendwohin verschwunden. So habe ich mir den Marschbefehl zu meinem Wehersatzlager selbst ausgestellt und bin nach Wien gefahren. Die Wiener schickten mich nach Berlin mit Zwischenstation in Nürnberg. Dort konnte ich noch einige Male fliegen. Einmal kam mir ein Offizier am Flugplatz entgegen. Weil ich nicht wie vorgeschrieben zum Hitlergruß die Hand stramm ausstreckte, sondern den weniger genauen Fliegergruß nahm, musste ich zur Strafe dreimal um den Flugplatz laufen. Besagter Offizier war der Schauspieler Heinz Rühmann, der den „Quax, der Bruchpilot“ gespielt hat.

Nach Nürnberg wurde ich zum Panzerkorps Hermann Göring abberufen. Auf einer großen Wiese mussten sich alle Kameraden in großen Zelten versammeln. Die Amerikaner waren bereits über die Elbe gekommen, die Russen ganz in der Nähe. Es wurden jeden Tag andere Gerüchte verbreitet, was mit uns passieren könnte: in amerikanische Gefangenschaft kommen, den Russen zugeordnet werden oder selber schauen, wie wir heimkommen. Zweimal am Tag wurden wir zum Waschen an die Oder getrieben. Eines Abends verabschiedete ich mich von meinen drei deutschen Zeltgenossen.

Ich habe mich entschlossen zu fliehen

Obwohl sie selber kaum zu essen hatten, gaben sie mir ein Stück Speck und eine Scheibe Brot mit auf dem Weg. Es tut mir heute noch leid, dass ich nicht weiß, wer die drei waren. Die nächsten fünfzig Kilometer bis zur Elbe bin ich nur während der Nacht marschiert. Ich habe auf meinem Weg einen jungen Flachgauer getroffen, mit dem ich im März die eiskalte Elbe durchschwommen habe. Angekommen sind wir in einem Überschwemmungsgebiet. In einer Fischerhütte haben wir uns aufgewärmt, aufgegessen, was wir noch hatten und sind wieder auf Wanderschaft in

Richtung Heimat. Wir waren beide sehr jung und unsere Fliegeruniform war nicht bekannt, deshalb sind wir nicht aufgefallen. Soldaten, die uns entgegen kamen, sagten uns, welche Plätze wir umgehen und worauf wir aufpassen sollten. Auf einem gestohlenen Fahrrad waren wir zu zweit eine lange Strecke unterwegs. Später haben wir ein zweites Rad gestohlen, so hatte jeder von uns eines. Wir sind damit sogar auf der Autobahn gefahren. Es kam nicht selten vor, dass uns schwarze amerikanische Soldaten Schokolade oder irgendetwas zum Essen zuwarfen. Wir haben immer ein Nachtquartier bei Bauern gefunden und wurden auch bei ihnen gepflegt, es ging uns nicht schlecht. Das war aber nur in Deutschland so. Eigentlich wollte ich zu Pfingsten zu Hause sein, aber es dauerte doch eine Woche länger. Das Wiedersehen mit meiner Mutter, die gerade im Garten beschäftigt war, war sehr ergreifend.

Ich habe nach meiner Heimkehr ein Jahr lang auf Fischhorn gearbeitet

Einmal war ich zufällig mit dem Lastwagen Richtung Ferleiten unterwegs, als mir die Bergwacht eine abgestürzte Frau auf den Wagen legte. Die Tote war die Tochter unseres Hausherrn. Ich brachte sie heim zu ihren Eltern. Von da an war Fischhorn für mich erledigt, ich wollte dort nicht mehr bleiben.

Die nächsten Jahre arbeitete ich als Mechaniker, bis sich 1951 eine Gelegenheit bei „Salzburg Coca Cola Export Corporation“ für ihr Depot in Bruck ergab. Dort war ich alles: Lehrbub, Hausmeister und Chef in einem. Auf meinen Wegen zwischen St. Johann und Verona habe ich offiziell nur für die Amerikaner Cola verkauft. 1954 wurde die Salzburger Getränke Industrie für Coca Cola gegründet, der Chef war zugleich der Direktor der Stiegl Brauerei. Von dieser Zeit an arbeitete ich vierzig Jahre lang bei Stiegl.

1954 habe ich geheiratet, bald darauf kamen unsere zwei Buben Heinzl und Dieter auf die Welt. Eines Tages hieß es, dass ein gewisser Ingenieur Moser aus Amerika kommt. Ich war beruflich in Klagenfurt unterwegs, als mich ein kleines Mandl fragte: „Sind Sie der Herr Moser?“ „Ja.“ „Dann bin ich dein Vater!“ Wir haben uns anschließend ein paar Mal getroffen.

Wenn ich keine Familie gehabt hätte, hätte er mich nach Amerika mitgenommen. Er war wieder verheiratet und besaß eine Landwirtschaft mit 750 Hektar in Uruguay. Das erste Mal war ich dort, als mein Vater starb, später noch drei- oder viermal mit meiner Frau.

Im Ruhestand

Die ersten zehn Jahre meiner Pensionszeit arbeitete ich gratis bei einem Mechaniker. Ich habe Autos gekauft, verkauft und von Wien bis Brüssel zugestellt. Das war eine Freude! Meine Frau und ich sind sehr viel und weit gereist.

Bis fünfundachtzig bin ich gerne Schi gefahren, dann wurde das Schuhe Anziehen und Aufstehen zu beschwerlich, aber ich fahre noch immer gerne mit dem Rad.

Einmal in der Woche radle ich nach Schüttdorf um frisches Brot oder manchmal nach Piesendorf mit der Absicht, in Kaprun eine Kaffeepause zu genießen.